

RICHARD HARTMANN

Spuren der Auseinandersetzung um das Vaticanum II in meiner Biographie

Biographische und zwar zuerst nicht wissenschaftsbiographische Spuren der individuellen Wirkungsgeschichte des Vaticanum II zu betrachten, ist für mich eine ungewöhnliche Herausforderung, schafft zugleich aber überraschende Erkenntnisgewinne. Für mich ist das Vaticanum II keine aktiv reflektierte Erlebniszeit. Vielmehr lag die Zeit im Vorschulalter, als 1958 Geborener; vielleicht gibt es noch eine paar restliche Foto- und Fernseheindrücke, die festgehalten wurden und durch spätere Betrachtungen wesentlich präsenter wirken, als sie wirklich in der Kindererinnerung vorhanden sind. Das Wissen darum, dass etwas Wichtiges war, blieb in unserer eher liberal-katholischen Familie zentral, etwas, das weitgehend mit Sympathie aufgenommen wurde.

Ich will im nachfolgenden Aufsammeln von Erinnerungen und in ihrer Reflexion drei Abschnitte unterscheiden und je einzeln genauer darstellen. Es ist nicht allein ein Stück Autobiographie, mindestens in gleicher Weise auch Material für pastoraltheologische Weiterführung.

1965 – 1977 Schulzeit direkt nach dem Konzil

Frage nach der Autorität

2. April 1967 – also noch in den Umbruchszeiten der Liturgie – Erstkommunionfeier in Bensheim-Auerbach, Heilig Kreuz. Bezugsperson war – obwohl ich in Kinderzeiten mit meinem Vater auch in anderen Kirchen und bei anderen Priestern Gottesdienst mitgefeiert habe – der Heimatpfarrer Karl Schipp. Manches wurde von mir sicher als Kind und Jugendlicher anders bewertet, mit dem heutigen Abstand kann ich sicher sagen: Es war ein theologisch gebildeter Pfarrer mit eigenem Urteil und klarer Zustimmung zu dem, was er im Konzil erfahren durfte.

Er war Gründungspfarrer der Gemeinde, wagte mit den verantwortlichen Architekten einen Kirchbau, der schon 1958 Ideen verwirklichte, deren Durchsetzungskraft sich erst im Vaticanum II erweisen sollte: Die Versammlung der Gemeinde, möglichst nah um den Altar, die Stilisierung des Altars

so, dass er als Tisch verwendet werden könnte, machte nur kleinere nachkonziliare Umbauten nötig. Das waren deutliche Signale. Sein Interesse an internationalen Kontakten und die eigene Reisefreude sorgten für Horizontweiterung. Eine sehr sorgsam vorbereitete, theologisch konzentrierte Predigt gehörte zu den Markenzeichen. Konflikte auch in der Rezeption des Missale Pauls VI. kann ich nicht erinnern. Nach der Erstkommunion mussten wir als neue Ministranten noch das lateinische Stufengebet lernen, brauchten es aber nur noch bei einem Aushilfspriester...

Die theologisch klare Linie stand jedoch bei diesem Pfarrer (Jahrgang 1914) in einer immer wieder erkennbaren Spannung zu seiner Persönlichkeit. Der Friedensgruß z. B. war ihm lange unsympathisch, Zeichen unangemessener Nähe, bis er selber bei einem Aufenthalt in Mexiko dieses Zeichen ganz anders erlebte. Er blieb bis zu seiner Pensionierung letztlich unsicher, was er mit den Laienräten anfangen sollte. Seine Stärke war, dass er Vieles zuließ, seine Schwäche, dass er längst nicht immer erkennen ließ, ob er den Ergebnissen wirklich zustimmte. Oftmals blieb er skeptisch.

Bis über die Pensionierung hinaus erbat er sich: Bitte keine Ministrantinnen, wenn ich zelebriere. Er führte dafür keine theologischen Argumente an, aber in seiner Persönlichkeit, mit seinen subjektiven Vorstellungen und mit seiner Autorität konnte er dies nicht vereinbaren. An dieser Stelle möchte ich eine erste wichtige Beobachtung markieren:

Die Integration von theologischer Einsicht und persönlicher Prägung ist wesentlich komplexer, als bisherige Ausbildungswege zum pastoralen Dienst erkennen lassen. Nicht jede eher autoritäre Persönlichkeit ist theologisch integralistisch und vergangenheitsorientiert, nicht jeder theologisch "Fortschrittliche" kann dies in seiner Persönlichkeit in pastorale Praxis übersetzen.

Ein Freiraum wächst: "unsere" Gottesdienste

Die wichtigste Voraussetzung für eine neue und veränderte Pastoral war der wachsende Gestaltungsfreiraum. Er ist m. E. besonders durch den Paradigmenwechsel von einer Kirche des Sakramentenempfangs zu einer sakramentalen Kirche mit ihren verschiedenen Grunddimensionen möglich geworden. So lange das erste, wenn nicht gar das einzige Ziel kirchlichen Handelns der gültige Sakramentenempfang mit der dazu nötigen Disposition war, war alle kirchliche Praxis zugespitzt auf das gültige Tun des Sakra-

mentenspenders. Rolle und Zuständigkeit ist klar beschrieben, die klassischen Pole von lehrender und hörender Kirche, von Heils- und Weltdienst, von Klerus und Laien, aktiv und passiv sind bestimmt.

Die Neubestimmung, dass Kirche als Ganze Sakrament und in ihrer ganzen Praxis Zeichen und Abbild des lebendigen Christus sei, schafft bis heute ungeahnte neue Räume und Chancen. Nicht nur die Frage der *actuosa participatio*, auch die Beschreibung des Amtes in der Zuordnung zu allen Christgläubigen, die Betonung der Verantwortung aller verändert die Praxis.

In der Haltung des Zulassens wuchs in meiner Heimatgemeinde immens viel: Die Zeit der Kinder- und Jugendgottesdienste mit ihrer neuen Musik brach an – hier gab es dann schon ästhetisch gegründeten Widerstand gegen manche "Band-Musik". Gottesdienst wurde plötzlich zu einem Ort ungeahnter Gestaltungsmöglichkeiten. Gottesdienst wurde zu einem Ereignis mit ganz unterschiedlichen Dimensionen, auch solchen, die ich liturgiethologisch und homiletisch zumindest kritisch betrachte: Er lebte von Vielen, die Vieles machten; er wurde durch Bilder, Anspiele, Symbole angereichert; er wurde textlich überfrachtet, zu einem Instrument der moralischen und politischen Provokation. Zugleich waren manche Texte neuer Lieder eben noch nicht durch den Qualitätsfilter der Frömmigkeitsgeschichte gegangen. Er wurde zugleich neu zu einer Art Mittelpunkt der Gemeinde: Was nicht im Gemeindegottesdienst Platz fand, war noch nicht in der Gemeinde angekommen. "Unser Leben muss im Gottesdienst vorkommen." Dieses Motto konnte dann manchmal doch auch recht platt umgesetzt werden. Ich trauere dieser Zeit dennoch deutlich nach, weil sie uns zu einer Art der inneren Auseinandersetzung geführt hat, wie sie durch die einfache *rite et recte* Zelebration nicht gelingen kann. Ich weiß zudem, dass etliches damals auch über Bord gegangen ist an Riten und Volksbräuchen, an Tiefe und Wertschätzung der Tradition, an Fest- und Feiergestalt und Mysterium, was nur schwer wieder gewonnen wird. Der experimentellen Phase folgte darum bis heute wieder eine ritualistische und ästhetische Rückkehr, eine theologisch begründete und pastoral und pädagogisch wirkende Gestaltung ist noch nicht wieder aufgekommen.

Die Feier der Liturgie ist durch die Impulse des Vaticanum II neu in den Blick gekommen. In ihr spiegeln sich verschiedene Grundverständnisse über die Kirche zwischen subjektivem Glauben und objektiver Gültigkeit, über die Menschen zwischen Freiheit und Bindung, über die Autorität zwischen der

Aufgabe der Ermöglichung und der Durchsetzung. Diese Spannungen sind weder in der Ordnung der Riten noch in der liturgiewissenschaftlichen Diskussion ausreichend aufbereitet.

Neue Verantwortung – neue "Gemeinde"

Was sich zuerst im katholischen Verbandswesen in Deutschland entwickelt hat, wurde nach dem Konzil in einem neuen Aufbau der Mitverantwortung deutlich. Die ersten Pfarrgemeinderäte wurden gewählt – und es waren in der Regel wirklich starke Frauen und Männer, die das Leben mitbestimmen und prägen wollten. Sie entwickelten neue Formen der Gemeindekatechese, in denen sie selber Verantwortung für die Glaubensweitergabe trugen. Sie förderten den Zusammenhalt der Pfarrgemeinde, die mehr und mehr über den gottesdienstlichen Rahmen hinaus zu einem zentralen Lebensort werden sollte: Gruppen und Kreise, Bildungsformen, Feste und Feiern. Es wurde möglich, seine ganze Freizeit im Umfeld von Kirche, Pfarrhaus und Gemeindezentrum zu verbringen. Für etliche war das hoch attraktiv: "Wer mitmacht, erlebt Gemeinde." So eines der Mottos. Gemeindeftheologie wurde zur Grundbestimmung aller zeitgemäßen Pastoral. Auch bei uns wurde – aus Steinen und aus Menschen – Gemeinde gebaut. Um die Erstkommunionvorbereitung brauchte sich der Pfarrer kaum zu kümmern, der Liturgieausschuss setzte Impulse für neue Gottesdienstformen (ökumenische Gottesdienste, Bußgottesdienste, thematisch gestaltete Gottesdienste) und in der Einführung des neuen "Gotteslob". Als Oberministrant und Mitglied im Liturgieausschuss war ich voll eingebunden in diese Initiativen. Das Pfarrfest war nicht nur gutes Zusammenkommen, sondern auch Ort solidarischen Teilens mit Projekten der Einen Welt. Die "Dritte-Welt-Arbeit" – so damals noch benannt, war nicht nur in der Jugendarbeit, auch für uns in der Katholisch Studierenden Jugend im Bund Neudeutschland (KSJ) ein wichtiger Aktionsort.

Was nur begrenzt damals geschah, war eine Vergewisserung dessen, was der Kern unserer kirchlichen Arbeit war. Die gemeindliche Arbeit lebte eher vom Hinzufügen neuer Ideen, was andere auch noch machten. Zwei Grundprobleme traten dann erst mit der Zeit zutage:

Gemeinde entwickelte sich – so in heutiger Erkenntnismöglichkeit – als Ort der "Bürgerlichen Mitte" und der "Postmateriellen". Sie reduzierte sich auf das Mittelfeld der Gesellschaft und nahm alle anderen Milieus eher als

"problematisch" wahr. Aus heutiger Sicht muss Kirche (nicht nur "Gemeinde") neu sehen, wie sie sich milieusensibel entfalten kann.

Etliche, die in den ersten Jahren der Nachkonzilszeit und in der Synodenzeit tatkräftig als freiwillig Engagierte Verantwortung übernahmen, zogen sich mit der Zeit zurück, da manche ihrer Themen doch nicht durchsetzbar waren, entweder aufgrund gesamtkirchlicher Festlegungen oder aufgrund des Widerstands vor Ort. Theologisch ist die Rolle des "Sensus fidelium" bis heute nicht ausreichend eingeholt.

1977 machte ich Abitur und wechselte zu Studium und Ausbildungsphasen.

1977 – 1988 Erfahrungen des Dissens

Studienzeit im Konflikt

Einen nachvollziehbaren Grund kann ich nicht benennen, warum gerade 1977 die Eintrittszahlen ins Mainzer Priesterseminar den nachkonziliaren Spitzenwert von 35 Kandidaten erreichten. In dieser Gruppe waren dann aber – mehr denn je von mir vorher wahrgenommen – alle Prägungen, Positionen und Richtungen vertreten. Von Mitbrüdern, die noch sicher waren, dass der Zölibat fällt, dass die Pastoralreferenten demnächst geweiht würden, bis zu Mitbrüdern der integralistischen Katholischen Pfadfinderschaft Europas des ehemaligen Jesuitenpaters Andreas Hönisch reichte das Spektrum. Als Kind einer wie vorher beschriebenen "modernen Gemeinde" war ich somit gleich in der "linken Mitte" eingeordnet. Von Regens Klaus Reinhardt, seit Ende der 60er Jahre verantwortlich in diesem Hause, wurde das Wort überliefert: "Als ich ins Seminar kam, war ich rechts, jetzt bin ich links, ich habe mich nicht verändert." Die Konfliktlinien waren klassisch und spiegelten die bisherige Phase der kirchlichen Situation wieder: Die einen provozierten mit Messvorbereitung ganz in Latein, andere, zu denen ich zählte, beförderten Experimente mit Neuen Geistlichen Liedern und ganz anderen Gottesdienstformen. Die Einen lehnten die steife Pontifikalliturgie ganz ab, andere zogen schon in Soutane vom Priesterseminar zum Dom. Die Einen setzten durch, Studienphasen in Wohngemeinschaften außerhalb des Seminars zu erleben, andere wollten auch in den so genannten "Freisemestern" am liebsten wieder in einem Priesterseminar sich einquartieren. Die Einen suchten theologische Horizonterweiterung, waren entsetzt über

den Entzug der Lehrbefugnis von Hans Küng, die anderen sahen langsam die Modernismuskrise der vatikanischen Kirche zum Ende kommen...

Die Konflikte eskalierten im Rahmen des ersten Besuchs von Papst Johannes Paul II. in Deutschland. Eine nicht unbeträchtliche Gruppe, zu der ich als Fachschaftratsrat an der Universität zählte, kritisierte gemeinsam mit den anderen Studierenden der Fakultät und der Hochschulgemeinde den Stil des Papstbesuchs, den sie für zu aufwändig und vor allem zu wenig dialogisch fanden. Die Gegenposition wollte durch kirchenpolitische Intervention und durch hohen Gruppendruck diese Kritiker von den Ministrationsdiensten bei diesem Ereignis ausgrenzen. Ein wachsamer Bischof, Hermann Kardinal Volk, und der sehr kommunikative Regens Klaus Reinhardt wussten alle Energie aufzubieten, keine Ausgrenzungen zuzulassen. Die Stimmung blieb dennoch so, dass man dem Gerücht folgend, der Papst wolle es so, beim Gottesdienst in Finthen als Ministrant nur Mundkommunion empfangen...

Die Konsense des Vaticanum II waren – was erst jetzt, nach der Phase der Konzilseuphorie, neu entdeckt wurde – nur Kompromisse. Die verschiedenen Positionen und Richtungen werden neu sichtbar in Extremformen als Schismatiker, mehr aber in Form vielfältigster neuer Bewegungen. Was bis heute fehlt, sind Mindestformen der sachbezogenen Kommunikation und Verständigung. Konflikte werden kirchenpolitisch, nicht theologisch aufgearbeitet, wahrscheinlich, weil es nicht anders geht. Inhaltliche und persönlichkeitsgeprägt-subjektive Gründe kommen immer wieder untrennbar zusammen und verhindern ergebnisorientierte Kommunikation.

Gemeindezeit im Konflikt

Auf wesentlich bodenständigere Weise zeigten sich die Konflikte in der praktischen Gemeindefarbeit, wie ich sie in Diakonats- und Kaplanszeit 1983 – 1985 in Mainz-Mombach erleben konnte. Zwei Konfliktfelder sollen beleuchtet werden:

Der liberale Pfarrer Johannes Chudzinski gibt erstmals die Verantwortung für die Jugendarbeit an seinen neuen Kaplan ab. Seine Liberalität zeigte sich in allen Formen: im Gottesdienst, im offenen Pfarrhaus, im burschikosen Umgang mit den Jugendlichen, in der persönlichen Praxis der Feier der Hochfeste. Jede inhaltliche Auseinandersetzung und Profilbildung musste nach dieser Vorerfahrung mit Widerständen der Jugendgruppenleiter, die

z. Z. bereits im Studium waren, rechnen. Grenzsetzungen wurden durch die Jugendlichen zurückgewiesen. Das betraf Fragen der Disziplin, Alkohol im Zeltlager, Frage nach sexueller Praxis der Gruppenleiter, Notwendigkeit und Form der Gottesdienste. Statt der Orientierung an wichtigen und zentralen Aufgaben blieb auch in der mit mir erlebten kirchlichen Jugendarbeit eine Haltung des *laissez faire* und der Liberalität übrig. Als Kirche "modern" zu sein, hieß alle Konturen aufzugeben. So mein Eindruck. An dieser Stelle war ich mit der Aufgabe betraut, neue Akzente zu setzen.

Die Spannung des "aggiornamento", einer Verheutigung der kirchlichen Sendung, und einer "Anpassung an den Zeitgeist", die sich in dieser Erfahrung spiegelte, muss weiter bearbeitet werden. Eine Theologie des Lesens der "Zeichen der Zeit" und des Gestaltens dieser Zeit braucht neue Impulse.

Auf der anderen Seite der Gemeinde gab es einen lang währenden Konflikt eigener Art: der Streit um den Kirchturm. Die Pfarrkirche war im II. Weltkrieg zerstört, die neue zunächst ohne Turm erbaut, als die im Krieg beschlagnahmten Glocken wieder zurückkamen. Geschichts- und traditionsbewusste Katholiken hielten nun den Neubau des Turmes für eine vorrangige Aufgabe. Der Pfarrer jedoch setzte mit den Gremien den Bau eines Gemeindezentrums durch. Auch ich selber bestärkte in einer Predigt diese Schwerpunktsetzung und wurde prompt von einer Protagonistin dieses Streites für den geplanten Hausbesuch wieder eingeladen. Gemeindeaufgaben in der Praxis standen gegen Symbolbedeutung kirchlicher Bauten, und zumindest mittelfristig war nicht beides zu haben. Die Konflikte darum spalteten die Gemeinde und wiederum gab es keinen versöhnlichen Weg der Konfliktklärung und -regelung. Nachkonziliare Kirche wurde auch hier zur Kirche im Dissens.

Immer wieder werden pastorale Leitlinien erwartet, die den möglichen Dissens in den Entscheidungen vor Ort auflösen. Solche Leitlinien stehen selber in einer kaum überwindbaren Spannung: Entweder sind sie so allgemein gehalten, dass sie für die darunter liegende Ebene klarer Zielvereinbarungen keine brauchbare Steuerungsrelevanz haben, oder sie sind so präzise, dass sie letztlich nur verdeutlichen, welche Strömung sich gerade in den Entscheidungsgremien durchgesetzt hat. Gegenläufige Strömungen werden solche Richtlinien "aussitzen". Mehr und mehr wird erkennbar, dass einfache Lösungen zu einfach sind, vielleicht sogar, dass es in etlichen Bereichen gar keine Lösungen geben kann.

Generationen in Differenz

Mit diesen Vorerfahrungen begann für mich eine neue Studienzeit in Würzburg im Promovendenkreis bei Rolf Zerfaß. Dissens ist für diese Zeit nicht der angemessene Begriff. Doch gehört die Wahrnehmung der Differenz, und zwar der zwischen Rolf Zerfaß und etlichen seiner Schülerinnen und Schüler, zu den wichtigen Erkenntnisprozessen. "Wir" sind nun mal die nachkonziliare Generation und nicht die Konzilsgeneration selber. Wir erleben die Folgen des Konzils und die teilweise konfliktreichen Auseinandersetzungen. Mit diesem hermeneutischen Schlüssel schauen wir auch auf die Texte selber. Und was in vielfacher Weise die neuere Konzilsforschung aufdeckt, ist das, was wir Promovenden gemeinsam damals bereits betonten: Das Konzil mit seinen Texten ist nicht widerspruchsfrei. Der beschworene Konzilsgeist ist nicht der Geist einer bestimmten Strömung. Vielmehr finden sich unterschiedliche Strömungen, die nicht widerspruchsfrei sein müssen, in den Texten und den Ausführungsbestimmungen des Konzils. Der Geist des Konzils findet sich, wenn überhaupt, dann in der Entschiedenheit der Konzilsväter, hohe Übereinstimmung zu erzielen und durch die unterschiedlichsten Interventionen dies in der Konzilsaura auch zu erreichen. Die Art, sich zu verständigen und sich auf Kompromisse einzulassen, machte wohl vorrangig das Ereignis so zentral.

Die Interpretationsmöglichkeit der Texte des Vaticanum II ist weiter als es die Verteidiger des "Geistes des Konzils" vermuten. Darum ist vor einer Idealisierung des Vaticanum II zu warnen. Andererseits besteht der Eindruck, dass die Kommunikationskultur des Konzils in den Bischofssynoden und in den kurialen Behörden (noch) nicht wieder erreicht ist.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen hat für mich die theologische Rezeption der Luhmannschen Systemtheorie deutliche Erkenntnisgewinne gebracht. Für ihn sind Differenzwahrnehmungen grundlegende Bedingungen für die Codes der Kommunikation. Und: Die Vermutung, komplexe Systeme einfach steuern zu können, gehört in die Mottenkiste.

Neuentdeckung der Diakonie : Eine herausfordernde Hoffnung

Gemeinde / Kirche als Brennpunkt der Not

Als Pfarrer in Offenbach (1988–1991) – ca. 4600 Katholiken, davon 37% Nicht-Deutsche – mit Religionsunterricht an einer "Europaschule", Grund-

Förder- und Hauptschule mit 80% Nicht-Muttersprachlern begann eine neue und andere Sicht. Ich ahnte das schon vorher, als ich um eine/einen Sozialarbeiter/in als gemeindliche/n Mitarbeiter/in bat. Daraus wurde nichts, doch die Gemeindereferentin hatte die gleichen Erfahrungen wie ich und es gelang eine gute Kooperation mit kirchlichen (Caritasverband) und nicht kirchlichen Fachleuten. Die Herausforderungen der Pastoralkonstitution GS 1 in ihrer Sorge für alle Menschen bekamen Namen, entlarvten sozialpolitische Zusammenhänge, eröffneten Chancen und zeigten Grenzen auf für die Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens. Die Begegnung und Begleitung vieler Menschen in Not und die tatsächliche Bereitschaft vieler Ehrenamtlicher, hier mitzuarbeiten, verändert die Sicht auf die Kirche. Stichpunkte für bestimmte Erfahrungen dieser Art sollen aufgelistet werden:

- Der Umgang mit den "Bettlern an der Pfarrhaustür" mit dem Anspruch, Brot und Zeit zu finden;
- die Vielzahl psychisch belasteter und kranker Menschen, die Unterstützung suchen, vom Beichtstuhl bis zum Beratungsgespräch mit der psychosozialen Ambulanz;
- die jugendlichen Ministrantinnen, die mit ihrer allein erziehenden Mutter ins Drogen- und Prostitutionsmilieu abrutschen;
- das Kommunionkind, das versucht, seine Mutter vor der Gewalt ihres Mannes zu schützen, das dann doch – aufgrund seiner "Unzuverlässigkeit" - nicht bei den Messdienern aufgefangen werden kann;
- die alte Frau, die in schlimmen hygienischen Zuständen lebt und Angst hat vor der Brücke zur sozialen Hilfe;
- die Mutter mit ihrem erwachsenen behinderten Sohn, deren Bitterkeit zur Hilfe bereite Menschen zurückstößt.

Meine Erinnerungen an Gesichter und Schicksale auch heute, 20 Jahre später, lassen noch viel mehr Schicksale wieder präsent werden. Ein Netzwerk des Helfens wurde begonnen, und kurz nach meinem Weggang konnte eine Einrichtung "Essen und Wärme" ihre Arbeit beginnen. Nicht, dass es keine anderen Akzente gab, doch der Blick auf Freude und Hoffnung, Trauer und Angst war geschärft.

Die Arbeit auch in der Hochschulgemeinde (KHG St. Albertus Mainz, 1991 – 2000) hielt diese Augen offen.

- Menschen nach Suizidversuch suchen Hilfe;
- Begleitung psychotischer Menschen in die Klinik;

- Beratung von Menschen in Verantwortung, die ihre Verantwortung nicht alleine tragen konnten;
- Integration ausländischer Studierender;
- Begleitung von Menschen, die ihre sexuelle Orientierung klären mussten;
- Prüfungsdruck und Mobbing;
- Gastrecht für von Abschiebung bedrohte makedonische Roma ("Kirchenasyl").

Auf die Vielfalt der Begegnungen und ihre Herausforderungen war ich vor dem Hintergrund bisheriger Ausbildung nur begrenzt vorbereitet. Zum Glück hatte ich während der Promotionszeit erste Erfahrungen in der Seelsorge in der Psychiatrie gesammelt. Vernünftiger Weise gab es im Umfeld der KHG erfahrene Mitarbeiterinnen in verschiedenen Professionen (Psychologinnen, Erzieherinnen, Sozialberaterin,...). Einiges konnte ich theoretisch neu studieren. Aber außer der grundsätzlichen Richtigkeit solcher Sozialpastoral war ich damals noch weitgehend unvorbereitet.

Das Vaticanum II hat – in recht offener Form - den Ständigen Diakonat wieder ermöglicht. Die diakonische Dimension und Orientierung selbst dieses Dienstes wurde jedoch noch nicht ausreichend akzentuiert. Insgesamt scheint diese Dimension der Kirche vom Vaticanum II noch kaum betont zu werden. Kirche der Gegenwart sieht nicht nur deutlicher diese Not und dass ihr Ansehen in der Gesellschaft auch stark von ihrem caritativen Tun her gestärkt wird. Sie sieht auch, dass eine "Kirche, die nicht dient", ihrer Sendung nicht nachkommt.

So braucht die Kirche der Zukunft mehr denn je die Praxis eines liebenden Herzens. Die Enzyklika Benedikts XVI. "Deus caritas est" hat dies neu in den Blick gerückt. Für mich ist dies ein wichtiges Hoffnungszeichen.

Freiraum in der Verschiedenheit

Was sich mehr und mehr aus der Erfahrung der Praxisjahre verdeutlicht hatte, ist, dass ein geschlossenes Kirchenbild: "Wir machen alles gemeinsam" nicht zukunftsfähig ist, zeigt sich erst recht in der KHG. Darum war Ausdifferenzierung der Praxis der Handelnden in der Kirche in der Vielfalt der Herausforderungen notwendig. Nur durch die Vielzahl der "Synapsen", der Anknüpfungspunkte und Beteiligungsmöglichkeiten einer Hochschulge-

meinde finden Menschen ihren Ort und werden diese Orte für viele fruchtbar.

Wenn das geschlossen-bürgerliche Gemeindebild sich öffnet zu einem Raum der Freiheit, in dem der Geist Gottes in vielfacher Weise durch verschiedene Menschen wirken kann, dann wird der Auftrag der Kirche erst angemessen erfüllt. Eine solche Konzeption der Kirche in Verschiedenheit wird durch das Vaticanum II ermöglicht.

Abschlussbetrachtungen

Allein der Blick zurück wird den Aufgaben des Konzils sicher nicht gerecht. Das Aggiornamento bleibt eine dauerhafte Aufgabe auch für die nächsten Jahrzehnte. Dass diese Aufgabe nicht zu einem einfachen Pastoralmodell der Kirche der Zukunft führen kann und führen darf, ist sicher hinlänglich deutlich geworden. Ein pastoraltheologisch wirkender Entwurf auf Zukunft hin muss

- die konkreten Personen, die als Haupt- und Ehrenamtliche wirken, in ihrem unterschiedlichen Selbstverständnis und in ihrer Biographie ernst nehmen,
- Konzepte der Personalentwicklung erarbeiten, mit denen die in der Kirche wirkenden Hauptamtlichen in der Ausübung ihres Dienstes und im Lernen einer Pluralitätsfähigkeit sozialpsychologisch gestützt und je nach ihrer persönlichen Disposition eingesetzt werden,
- Anknüpfungspunkte der verschiedensten Art entwerfen, die die Begegnung mit dem lebendigen Gott fördern,
- neue Konzeptionen der Einheit in Verschiedenheit entwickeln und somit eine pluralere und doch versöhnte Kirche ermöglichen.

Dann können wir als Christinnen und Christen des III. Jahrtausends, mit dem Leitwort des Pastoralen Prozesses im Bistum Fulda, "um der Menschen willen gemeinsam auf der Suche nach Gott" bleiben.